Vielfalt leben

Das Magazin von SZENE HAMBURG und Inklusionsbüro 12 / 2019

Die Band „Bitte lächeln!“ rockt seit über zehn Jahren die Bühnen

SZENE HAMBURG

Hamburg wird inklusiv

DARUM INKLUSION

Wie inklusiv sind wir schon und wo brauchen wir noch Nachhilfe und Aufklärung?

Ursula Wermke
Leitung Fachbereich Inklusion
und Zivilgesellschaft

Hedda Bültmann
Redaktionsleitung
SZENE HAMBURG

Ulrich Thiele
Autor
SZENE HAMBURG

Mirko Schneider
Autor
SZENE HAMBURG

Andreas Daebeler
Autor
SZENE HAMBURG

David Hock
freier Autor für u. a.
SZENE HAMBURG, Rollt.
und Hamburger
Abendblatt

Katharina Manzke
Autorin
SZENE HAMBURG

Frank Berno Timm
Autor
SZENE HAMBURG

Das Team

Wertvoll!

In dieser Ausgabe erzählen wir wieder von tollen Projekten aus unserer Stadt, die Inklusion leben, mit Leidenschaft umgesetzt werden und einen Sichtwechsel ermöglichen. Dieses Mal liegt unser Schwerpunkt aber auf dem, was nicht sichtbar ist: psychische Erkrankungen. Im Gegensatz zu einem gebrochenen Bein, einer Grippe, findet eine erkrankte Seele oft noch immer keine gesellschaftliche Akzeptanz. Viele der betroffenen Menschen versuchen, eine Fassade der Normalität aufrechtzuerhalten – um nicht der Stigmatisierung ausgesetzt zu sein. Wie es sich im Alltag anfühlt, erzählt Nati. Sie ist eine von 14 Menschen, die die Autorin Wiebke Bökemeier porträtiert hat, um ihnen eine Stimme zu geben. Daraus ist ein Buch entstanden, dass sie gemeinsam mit der Pestalozzi-Stiftung herausgebracht hat. Sehr lesenswert! Wertvoll ist auch das Ehrenamt, dass Menschen mit chronisch psychischer Erkrankung ausüben und deutlich machen, dass sie viel zu geben haben. Wie wichtig eine Aufgabe ist erzählt Marita Krempl von Arinet, die Menschen mit Einschränkung auf dem Weg (zurück) ins Arbeitsleben begleiten – und somit auch ein Stück weit in die soziale Teilhabe.

Viel Spaß beim Lesen wünschen Ihnen

Ursula Wermke,
Inklusionsbüro

Hedda Bültmann,
SZENE HAMBURG

Impressum

ISSN 1614-3892
Herausgeber: SZENE HAMBURG
und Inklusionsbüro Hamburg
Redaktionsleitung: Hedda Bültmann
Autoren: Andreas Daebeler, David Hock, Katharina Manzke, Mirko Schneider, Ulrich Thiele, Frank Berno Timm

Schlussredaktion: Claudia Hoffmann
Grafik: Thomas Escher
Redaktionsanschrift:
Gaußstraße 190c, 22765 Hamburg
redaktion@vkfmi.de,
szene-hamburg.com

Erscheinungsweise:
Zweimal jährlich
Gesamtherstellung:
VKM Verlagskontor
für Medien-
inhalte GmbH

Geschäftsführung:
Mathias Forkel, Tanya Kumst
Gaußstraße 190c, 22765 Hamburg
Telefon: 040 524 72 26 80
Druck: Dierichs Druck+Media
GmbH & Co. KG

TITELBILD: JÖRG BÖTHLING
FOTOS: RÉMI WALLE, GABRIELE DIVALD/UNSPLASH

Inhalt

14

Die Rolli-Allianz
Schüler testen Sport im Rollstuhl

13

Engagiert & inklusiv
Menschen mit Einschränkungen im Ehrenamt

04

Psychische Erkrankungen
So wirken sich seelische Einbrüche auf den Alltag aus

Arinet	**06**
Breaking Borders	**08**
Bitte Lächeln!	**10**
Reformschule Winterhude	**12**
Sportangebote	**16**

Menschenmassen wie auf dem Weihnachtsmarkt sind für Nati eine Herausforderung

„Ich bin ein Menschenmagnet“

Die Autorin Wiebke Bökemeier hat 14 Menschen mit psychischen Erkrankungen porträtiert und ihre Geschichten in dem Buch „Wir, ‚Kinski‘ und ich“ gemeinsam mit der Pestalozzi-Stiftung veröffentlicht. Eine davon ist Nati

Textauszug: Wiebke Bökemeier

Nati atmet tief durch, beißt die Zähne zusammen und marschiert im Zickzackkurs davon. Ihre Augen zucken von rechts nach links, in Bruchteilen einer Sekunde hat sie eine Route erspäht, der sie strikt folgen wird. „Ich hasse Menschenmengen“, sagt sie. Und doch lautet heute das Ziel der 46-Jährigen: der Hamburger Weihnachtsmarkt in der Innenstadt. Mit Menschen, die einem ihren Glühwein-Atem entgegenhauchen und die Ellbogen einsetzen, bis die Becher überlaufen. Nati will mir heute zeigen, wie es ist, wie sie zu sein. Sie greift nach meinen Fingern, schiebt sie unter ihren Schal und legt sie an ihren rasenden Puls.

Begonnen hat dieser Tag langsam. In ihrer Wohnung gibt es Bratapfeltee und eine gestopfte Zigarette, bevor sie mich mit in ihr zweites Zuhause nimmt, das Online-Spiel Ragnarok. Nati spielt in der virtuellen Welt zwei Avatare. Die erste hat spitze Ohren, eine lilafarbene Mähne und ist eine Kriegerin. Ihr zweites Ich ist eine Magierin, die nicht nur zaubert, das ist ihr wichtig, sondern ebenso gut kämpfen kann. Es wispern Stimmen aus Natis Kopfhörern, die auf ihrem Schoß liegen. Nati und ihre Freunde bilden eine Gilde, in der es jedoch nicht nur um Feuerkugeln, geheime Orte und die besten Plätze zum Monster-Plattmachen geht, sie sprechen auch über ihre Sorgen.

Nati erzählt, dass sie zeitweise kaum rausgehe. Ihre Symptome wie Panik, Angst, Schweißausbrüche und innerer Stillstand benennt sie, während sie im Schrank nach ihren Zeichnungen kramt. Ihre Bilder zeigen Eichhörnchen, Hasen und Landschaften mit Wasserfällen und Felsen. Manchmal ist Nati zu erschöpft, um zu malen. Dann sitzt sie mit dem Block auf den Knien da und wartet auf Inspiration. „Malen gibt mir eigentlich Kraft“, sagt sie,

„Jetzt schwindet meine Maske“

„aber es raubt sie mir gleichzeitig. Vor allem, wenn ich zu Hause malen will.“ Ihre schöpferische Energie wird aus diesem Grunde ausgelagert. Natis Motor, ihr Antrieb von außen, ist Greta, ihre Betreuerin von der Pestalozzi-Stiftung Hamburg. Sie lud Nati in die Kunstgruppe ein. Dort kann sie kommunizieren, muss es aber nicht. Es sei ein Schutzraum für sie, so Nati, in dem sie gesehen werde, wie sie sei: eine Frau, die gern malt. Und nicht als eine Frau, der das eigene Leben phasenweise entgleitet.

„Hast du ein gebrochenes Bein, akzeptieren das alle. Hast du eine gebrochene Seele, wirst du aus der Gesellschaft ausgestoßen“, erklärt Nati. Aber ans Aufgeben, an einen Suizid, denke sie deshalb bei allem Durchdrehen nie. Schon wegen ihrer Tochter und ihrer zweijährigen Enkelin nicht. Zu beiden hat sie seit ein paar Monaten keinen Kontakt. „Jetzt schwindet meine Maske“, sagt sie. Sie schaut hoch, um ihre anrollenden Tränen im Auge zu behalten. Nati fixiert mit festem Blick die Glasvitrine über dem Fernseher, in der eine Herde von etwa 40 Einhörnern, von Playmobil, aus Überraschungseiern, Porzellan und Plüsch, steht. „Ein Einhorn ist für mich das Gute, eine Kraft, aus der ich schöpfen möchte. Aber nicht immer kann.“ Sie dreht mir den Rücken zu und zieht ihr T-Shirt hoch, um für wenige Sekunden ihre Schulter zu zeigen: Darauf steigt ein Einhorn auf die Hinterbeine und wirbelt kraftvoll die Hufe über ihre Haut.

Nati liest Fantasy-Bücher und schaut Sci-Fi-Serien. Auf die Frage, ob sie auf diese Weise innerlich flüchte, lacht sie: „Nö, ich guck halt gern Fernsehen und liebe Bücher.“ Andere Welten mit fremdartigen Wesen, ausgestattet mit außergewöhnlichen Kräften, faszinieren sie – wie Millionen andere Menschen auch. Was sie wirklich brauche, sagt sie, sei vielmehr ab und an eine Brücke ins Hier und Jetzt. Als Ablenkung von der Erinnerung an ihren Onkel, der sie das erste Mal missbrauchte, als sie vier Jahre alt war. An die Eltern, die ihr damals nicht glaubten. Oder die Erinnerung an ihren Stiefvater, der seine Finger um ihren Hals schloss, um ihre Teenager-Widerworte nie mehr hören zu müssen. Diese Brücke bauen ihr Skills. Gegenstände, die sie von den Gedanken, die sie so fürchtet, ablenken. Anker in die reale Welt, nennt Nati sie. Wie der stachelige Akupunkturring, den sie mit dem Daumen kräftig auf dem Zeigefinger hoch und runterrollt. Ihren wichtigsten Skill musste sie zu Hause lassen: ihren Kater. Sie hat ihm einen Kratzbaum gebaut, aus einem Ast und Papprollen. Für mehr reicht das Geld nicht. Früher hätte sie ihrer Katze Spielzeug gekauft, erzählt sie während der Busfahrt, als sie noch als Textilverkäuferin gearbeitet hatte. Heute auf Menschen zugehen? Sie berühren? „Keine Chance“, sagt Nati. „So sehr ich auch will.“

Heute spüren die Menschen in ihrer Umgebung ihre Panik nicht. Immer wieder sprechen Nati Leute an. Zwei Obdachlose, die ihre Zeitung verkaufen wollen. Ein Mann will sie überreden, bei einer Marktforschung mitzumachen. Ein Pärchen bittet sie auf Englisch, ein Foto zu schießen. Bei jeder Kontaktaufnahme macht sie instinktiv zwei fließende Ausfallschritte, um zu checken, wer da noch im toten Winkel steht. In Position bringen, nennt Nati diesen Tanz. Dabei bleibt sie freundlich, lächelt. Auf die Frage, wie sich das für sie anfühle, antwortet sie schulterzuckend: „Ich bin ein Menschenmagnet.“

Nun fordert Nati mich ihrerseits zum Tanz auf: „Finde einen Weg für mich.“ Sie deutet mit dem Kinn auf die Masse von Leuten auf dem Weihnachtsmarkt. „Na los!“ Aber wohin? Überall sind eilende Beine und rempelnde Schultern. Mein Puls erhöht sich. Was, wenn ich sie verliere? Ich bin mir nicht sicher, für wen von uns beiden das schlimmer wäre. Nati gibt mir einen Schubs. Wir kommen nicht weit. Es fühlt sich an, als würden all diese Menschen an mir vorbeirasen, wie auf einem Laufband am Flughafen. „Siehst du?“, sagt sie. „Das habe ich gemeint.“ Und fasst mich an der Schulter, um mich zwischen zwei Mülleimern durchzuschieben und an der Binnenalster ans Wasser zu setzen.

Dann holt Nati ihr Handy aus der Tasche. „Du wolltest doch mit mir Pokémon spielen.“ Die Spiele-App, in der sich digitale, Comicartige Monster in der realen Welt verstecken, diente ihr lange als Skill, um sich beim Rausgehen von ihren Ängsten abzulenken. Es war mein Wunsch, bevor ich Nati traf, dass sie mir diese für mich unbekannte Welt zeigt. Und so bewerfen wir an der Alster Monster mit Blitzen und fangen sie in Kugeln ein. „Das ist deine Belohnung“, sagt sie und grinst, „weil du mir nicht gleich mit dem nackten Hintern ins Gesicht gesprungen bist.“

FOTO: MEDIASERVER.HAMBURG.DE

3 Fragen an …

Wiebke Bökemeier, Autorin von „Wir, ‚Kinski‘, und ich“

Wie entstand die Idee, psychisch erkrankte Menschen zu porträtieren?

Sie wohnen nebenan, arbeiten mit uns, haben ihre Kinder in derselben Kita. Und doch sehen wir diese Menschen nicht. Klar, wir begegnen ihnen. Aber wirklich wahrnehmen? Sie laufen unter dem Radar unserer Gesellschaft, viele schauen weg. Nicht aus Ignoranz, eher aus Unwissenheit und Unsicherheit. Das wollen wir ändern. Wir wollen zeigen, dass diese Menschen sich gar nicht so sehr von den Gesunden unterscheiden.

Auf welche wiederkehrenden Probleme treffen psychisch Erkrankte in der Gesellschaft?

Vor allem treffen sie auf Vorurteile. Viele sind der Meinung, dass psychisch Erkrankte den ganzen Tag lang scheinbar

unsinnige Dinge tun, dass sie ständig weinen, abwesend oder aggressiv sind. Das ist Unsinn. Durch diese Vorurteile fühlen sich diese Menschen gezwungen, eine massentaugliche Maske aufzusetzen, wenn sie rausgehen. Keiner soll sehen, dass es ihnen nicht gut geht. Das ist das größte Problem: Sie schämen sich für etwas, wofür sie nichts können. Es wird Zeit, dass wir begreifen, dass eine angeknackste Seele genauso angesprochen und gesehen werden darf, wie ein angeknackster Knöchel.

Welche Erkenntnis haben Sie persönlich durch die Arbeit am Buch gewonnen?
Mir ist bei diesen Begegnungen klar geworden, dass eine seelische Erkrankung jeden treffen kann. Eine Bekannte, der ich von diesem Projekt erzählte, fragte: Warum tust du dir das bloß an? Was ich mir wirklich damit antat, war die Erkenntnis: Diese Menschen sind nicht verrückt. Verrückt erscheint nur, was das Gegenüber nicht im Mindesten nachvollziehen kann. Ich habe von den Protagonisten unfassbare Lebensgeschichten gehört. Und scheinbar verrückte Handlungen beobachtet und zum Teil miterlebt. Ich konnte diese Aktionen aber verstehen, weil ich sie verstehen wollte. Diese Menschen haben tolle Persönlichkeiten. Sie sind mitfühlend, intelligent, haben Humor. Und auch, wenn einige für uns unverständlichen Zwängen folgen oder Stimmen hören, macht sie das nicht unheimlich. Viele haben Ängste, die Gesunde durchaus nachvollziehen können, wenn sie den Mut haben, sich den Menschen zuzuwenden und ihnen einfach mal zuzuhören. Diese Bereitschaft dazu ist die Schwelle, die wir alle überschreiten können. Und das Buch soll den Lesern diesen ersten Schritt in Zukunft ein bisschen erleichtern. Interview: Ulrich Thiele

Bestellungen unter info@pestalozzi-hamburg.de; 12,90 Euro einschließlich Versand

Perspektive durch Arbeit

ARINET begleitet Menschen mit psychischen Erkrankungen zurück ins Arbeitsleben. Wie es, trotz Hürden auf Seiten des Arbeitgebers und -nehmers, funktioniert, erzählt Marita Krempl

Interview: Ulrich Thiele

Frau Krempl, was macht ARINET?
Wir ermöglichen Menschen mit psychischen Erkrankungen die Teilhabe am Arbeitsleben. Nicht wenigen Menschen fehlt es an Zuversicht und Vertrauen, weil sie teilweise schon viele Jahre nicht gearbeitet haben oder immer wieder von Krisen erschüttert werden. Für diese Menschen wollen wir Perspektiven schaffen.

Wie sieht dieser Prozess aus?
Menschen, die aufgrund von Erkrankungen, oftmals einhergehend mit persönlichen Krisen und Schicksalsschlägen aus dem offiziellen Arbeitsleben ausgeschieden sind, können bei uns im Rahmen der beruflichen Rehabilitation zunächst eine dreimonatige Vorbereitungsphase beginnen. Dabei arbeiten sie in von uns bereitgestellten, gemeinnützigen Projekten und entwickeln eine berufliche Perspektivplanung, je nach Interesse und Fähigkeiten. Erst dann gehen sie ins erste, dreimonatige Praktikum. Insgesamt durchlaufen sie mehrere Praktika und nehmen freitags an einer Reflexionsrunde teil. In der Regel haben sie dann ihren Weg gefunden und bleiben oft direkt bei einem der Arbeitgeber, bei dem sie ihr Praktikum absolviert haben. Das ist sehr allgemein formuliert – unsere Betreuung ist ganz individuell ausgerichtet. Der Fächer an psychischen Erkrankungen ist breit, es gibt nicht „die“ psychische Erkrankung.

Die größte Herausforderung dabei ist …
Die Zurückgewinnung von Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. Durch die psychische Erkrankung stehen den meisten Menschen nicht mehr die gleichen Ressourcen zur Verfügung. Das anzuerkennen, diese Reise zu sich selbst, kann sehr lange dauern. Deswegen braucht es eine intensive, aber eben auch ganz individuelle, Unterstützung damit sie sich überprüfen und testen können, in welchem Stundenumfang sie arbeiten können und in welchem Setting sie sich am wohlsten fühlen. Ein Bruch im Leben ist letztlich auch immer die Chance für einen Neuanfang – die psychische Krise verlangt den Menschen Erhebliches an Kraftreserven ab. Viele schaffen aber den Weg zurück in Arbeit mit der richtigen, individuellen Unterstützung.

Warum ist der Faktor Arbeit so wichtig?
Weil Arbeit in unserer Gesellschaft ein wesentlicher Faktor für die Teilhabe am sozialen und kulturellen Leben ist. Unsere Gesellschaft definiert sich in hohem Maße über Arbeit. Deshalb ist Arbeit für den Genesungsprozess und das Wohlbefinden von hoher Bedeutung.

Und was treibt Sie an?
Es gibt so viele Menschen mit psychischen Erkrankungen, die allgemein in der Gesellschaft aber auch in puncto „Beschäftigung auf dem Arbeitsmarkt“ auf Vorurteile treffen – es ist uns ein Bedürfnis, diese sogenannte „Lobbyarbeit“ zu machen. Dafür sind wir auch in verschiedene Arbeitskreise involviert. „Bewusstseinsbildung“ ist das zentrale Wort: In der Gesellschaft wird nicht viel über psychische Erkrankungen geredet, deswegen gibt es auch kein großes gesellschaftliches Bewusstsein dafür – das wollen wir ändern.

Mobile Gärten pflanzen ist eines der sinnstiftenden Projekte

FOTOS: ARINET (U. L., R.)

Es braucht eine offene Kommunikation

Auf welche Schwierigkeiten müssen sich Arbeitgeber einstellen?
Menschen mit psychischen Erkrankungen sind sehr häufig sehr feinfühlig, bisweilen auch dünnhäutig und können Leistungsschwankungen haben. Es gibt Tage, da geht die Arbeit wie von selbst von der Hand, mit sozial angemessenem Verhalten und der von ihm erwarteten Leistung. Psychische Erkrankungen treten in Schüben auf, deswegen kann es auch passieren, dass es zu Ausfällen kommt. Das ist das Risiko für einen Arbeitsgeber: Wenn er eine Person einstellt, die motorisch eingeschränkt ist und einfach langsamer arbeitet, kann er das berechnen. Bei Menschen mit psychischen Erkrankungen ist das eben anders. Deswegen braucht es eine offene Kommunikation. Auch hier sind wir behilflich.

Sie unterstützen Unternehmen mit extra Angeboten …
Ja, genau. Zum Beispiel mit Schulungen, in denen sie lernen, wie sie Arbeitsplätze möglichst gesundheiterhaltend gestalten und die psychische Belastung reduzieren können. Viel gebucht wird auch die Schulung „Umgang mit psychisch erkrankten Arbeitnehmern“, in der die Arbeitgeber lernen, wie Erkrankungen frühzeitig „erkannt“ werden und wie sie das richtig ansprechen können. Als Arbeitgeber hat man ja eine Fürsorgepflicht, ist aber kein Therapeut. Wir zeigen, wie sie zielsicher sagen, wo es die richtige Hilfe gibt.

Sie haben vorhin die von ARINET bereitgestellten, gemeinnützigen Projekte erwähnt. Eines davon ist „Grau trifft grün“, das von der „Aktion Mensch“ gefördert wird. Worum geht es dabei?
Das Projekt dient, wie gesagt, dem Zweck, Menschen, die offiziell erwerbsunfähig sind, eine Möglichkeit für sinnvolle Arbeit zu bieten. Die Teilnehmer gestalten und verkaufen mobile Gärten, die nicht in die Erde, sondern in Gefäße gepflanzt werden. So lassen sich Gärten temporär anlegen und neu gestalten. Das Projekt ist ansässig im Hamburger Oberhafen. Da haben wir eine Fläche und einen Anleiter, der mit den Beschäftigten das Projekt seit letztem Jahr umsetzt. Es ist ein gesundheiterhaltendes Umfeld, die Mitarbeiter erfahren viel Wertschätzung von Seiten der Kunden, auch wegen des ökologischen Aspekts – wir arbeiten mit bienenfreundlichen Pflanzen. Das ist gerade für Menschen, die daran zweifeln, ob sie noch wertvolle Arbeit leisten können, von Bedeutung. Wenn man Produkte herstellt und die auch verkauft, ist das ein toller Erfolg und trägt zur Stabilisierung bei.

www.arinet-hamburg.de

Zu Hamburg-Towers-Zeiten: Anthony Canty

Ein Profi spielt den Ball zurück

Ex-Towers-Spieler und Basketballprofi Anthony Canty hat im vergangenen Sommer das erste „Breaking Borders"-Camp initiiert: drei Tage kostenfreies Basketballtraining mit Profis. So möchte er unterschiedliche Kinder in Teams zusammenbringen – in Hamburg auch beim Rollstuhlbasketball

Text: David Hock

Jedes Kind soll jeden Morgen einmal darauf schlagen. Das war beim ersten Sommer-Camp in Bremerhaven festes Ritual, das wird es auch in Hamburg. Auf ein Plakat, das in der Halle hängt und in großen Lettern das Tagesmotto vorgibt: „Teamwork" war in Bremerhaven eins davon. „Das ist so wichtig, dass es mir nicht reicht, dass die Kinder das einfach nur lesen", erklärt Anthony Canty, der das dahinterstehende Basketballprojekt „Breaking Borders" im Sommer dieses Jahres dort ins Leben gerufen hat.

Der ehemalige Basketballprofi warf von 2015 bis 2018 für die Wilhelmsburger Towers Körbe. Obwohl er derzeit in der zweiten Bundesliga bei den Eisbären Bremerhaven unter Vertrag ist, lebt er weiterhin mit seiner Freundin hier in Hamburg. Aus eigener Erfahrung weiß er, dass nicht alle Kinder die Möglichkeit haben, ein Basketballcamp zu besuchen. „Sie sind in der Regel sehr hochpreisig. Unsere Familie hatte dafür nicht die nötigen finanziellen Mittel", erinnert sich der heute 28-Jährige, der in Berlin mit sieben Geschwistern groß geworden ist.

93 Kinder waren im Juli dieses Jahres beim dreitägigen Breaking-Borders-Camp dabei. Ermöglicht durch das ungewöhnliche Konzept, das dahintersteht. Als im Sommer 2015, in der Saisonpause, Anthony mit seinem großen Bruder Michael zusammen das Konzept „Breaking Borders" entwickelte, waren zwei Dinge von Anfang an klar. Erstens: „Wir möchten es komplett kostenlos anbieten." Zweitens: „Wir möchten bewusst Kinder mit Migrationshintergrund dabeihaben." Gesagt, getan. Die Feuertaufe in diesem Jahr ist geglückt, 2020 kommt das Projekt auch nach Bremen, nach Magdeburg. Und nach Hamburg, wo noch ein dritter Grundsatz hinzukommt: „Wir möchten gleichberechtigt Rollstuhlbasketball anbieten."

Das werde dann „Integration auf höchstem Niveau", so Canty, der in seiner Kindheit den Sport als Türöffner erleben durfte. Seine Eltern stammen beide aus dem Ausland; der Vater US-Amerikaner, die Mutter Französin, lernten sich an der deutsch-französischen Grenze kennen, wo er als US-Soldat stationiert war. Für Tony wie auch für seinen Bruder Michael ist Basketball ein wichtiger Teil seiner Identität: „Da kommen wir her, dafür brennen wir, das leben wir." Während Tony auf dem Profiparkett gelandet ist, betreut sein Bruder in einer von beiden gegründeten Agentur derzeit knapp 40 Basketballer.

Mit „Breaking Borders" möchten beide etwas zurückgeben, etwas von ihren Erfahrungen weitergeben. Ebenso geht es zehn weiteren Basketballprofis, die sie als feste Betreuer der Kindergruppen gewinnen konnten. Diese erhalten dafür nicht mehr als eine Aufwandsentschädigung. Das senkt die Kosten, die pro Camp bei etwa 15.000 Euro liegen.

Dass eines der vier Camps im kommenden Sommer in der Hansestadt steigen wird, lag für Canty nahe: „Hamburg ist meine Heimat geworden", sagt er.

Nach seiner aktiven Zeit in Hamburg hat er den Kontakt zu einigen Menschen aus dem Team der BG Baskets Hamburg, den Rollstuhlbasketballer des HSV, gehalten, die ihre Heimspiele ebenso wie die Towers im Inselpark absolvieren. Die Berührungspunkte zum Rollstuhlsport haben Cantys Blick auf Menschen mit Behinderung verändert: Früher habe er Mitleid gehabt. Heute wisse er, dass eine Behinderung zwar eine Einschränkung sei – „aber eine, mit der man in Deutschland sehr gut leben und auch professionell Basketball spielen kann".

Bei „Breaking Borders" in Hamburg wird Rollstuhlbasketball eine feste Station, ein Spieler der BG Baskets wird diese voraussichtlich leiten. Kinder im Rollstuhl können hier teilnehmen, aber auch jeder Fußgänger soll sich während der drei Tage mindestens einmal im rollenden Sportgefährt ausprobieren. Das Rahmenprogramm, das unter anderem Yoga-Einheiten und Gespräche mit einem Motivationscoach umfasst, wird barrierefrei auf die unterschiedlichen Bedürfnisse angepasst.

Für Canty war Sport ein Türöffner

Die Fähigkeit, ein solches Camp mit Sponsoren, knapp 20 Mitarbeitern und diversen Organisationsfeldern auf die Beine zu stellen, haben sich die Canty-Brüder auf unterschiedliche Weise angeeignet: Während Michael studierter Betriebswirt ist, stammt Anthonys Know-how aus Selbststudium und VIP-Gesprächen. „Nach dem Abitur stand ich vor der Entscheidung, auf ein US-College zu wechseln oder in Deutschland Profi zu werden und nebenbei ein Fernstudium zu machen." Er ging einen anderen, dritten Weg; kaufte sich Bücher, die ihn interessierten. Im Austausch über das Gelesene ist er dann unter anderem mit Sponsoren seiner Basketballmannschaft in Kontakt getreten. Bei Abendessen nach Heimspielen in der Stadion-Loge hat er sich mit Führungskräften über die unternehmerische Praxis unterhalten, was er sich vorher in der Theorie angelesen hatte. „Das hilft mir sehr viel", so Canty. Und somit auch all den Kindern, die am Breaking-Borders-Camp teilnehmen.

Das inklusive Camp „Breaking Borders" steigt kommenden Sommer in Hamburg. Der genaue Termin wird im Januar bekanntgegeben.
80 Plätze stehen grundsätzlich jedem zwischen 10 und 18 Jahren offen. Um eine inklusive Gruppe zu gewährleisten, sind jeweils 15 Plätze für Menschen mit einer Behinderung sowie Geflüchteten vorbehalten.
www.breakingborders.camp;
Instagram-Kanal@breakingborderscamp.

93 Kinder waren beim ersten Breaking-Borders-Camp in Bremerhaven

FOTO: DENNIS FISCHER (L.)

Die Band, die nur eine Band sein will

„Bitte Lächeln!“: Seit mehr als zehn Jahren rockt Mirko Frank mit behinderten und nichtbehinderten Musikern – und reißt Mauern ein

Text: Andreas Daebeler

Mirko Frank, Vincent Bunk, Florian Blumenhagen, Dominik Dober, Andre Tazman-Devil (v. l.), sitzend: Lukas Johannsen (auf dem Bild fehlt: Philip Mohr)

FOTO: JÖRG BÖTHLING

Ein guter Gitarrist ist ein guter Gitarrist. Ein prima Schlagzeuger ist ein prima Schlagzeuger. Und eine Band ist eine Band. Klingt selbstverständlich. Ist es aber nicht für jeden. Mirko Frank weiß das. Er ist Hamburger Künstler, spielt etliche Instrumente, schreibt Songs und steht seit zwölf Jahren mit den Jungs von „Bitte Lächeln!“ auf der Bühne. Einer Combo, in der behinderte und nichtbehinderte Musiker gemeinsam rocken. Eine Tatsache, die hervorzuheben so gar nicht sein Ding ist, wie Mirko Frank betont. „Uns geht’s nicht um die Bespaßung von Randgruppen“, sagt der 53-Jährige. Bei „Bitte Lächeln!“ stehe niemand auf der Bühne, nur weil er behindert sei. „Wir sind Musiker. Eine Band wie andere. Und bauen Brücken.“ Fast schon nebenbei.

Seit 2008 gibt es „Bitte Lächeln!“. Die Band ging aus den inklusiven Eisenhans-Projekten des Thalia Theater hervor. Bei der Produktion des Stücks „Sommernachtstraum“ entstanden erste Songs. Mittlerweile sind die Jungs in der Lage, ein zweistündiges Set auf die Beine zu stellen. Sie spielen auf Festivals, werden auch von der Stadt für ein Event gebucht. So um die 20 Auftritte können es im Jahr schon mal werden. Auf der Bühne geht es deutschsprachig, kritisch und rockig zu – oder auch mal ruhiger, wenn akustisch losgelegt wird. Woher der Bandname „Bitte Lächeln!“ kommt? Mirko Frank erinnert sich: „Wir hatten in den Anfangstagen einen Fotografen, der das immer sagte.“ Passe doch prima zur Band. „Ein total positiv besetzter Name.“

Sechs Jungs sind langjährige Mitglieder von „Bitte Lächeln!“. Am Mikro röhrt Philip. Der 30-Jährige beherrscht auch das Tamburin. „Für mich ist die Band wichtig, weil alle klatschen und und sich freuen, wenn ich auf der Bühne bin“, sagt er. Bandkollege Lukas geht es mit „Bitte Lächeln!“ nicht viel anders. „Hier kann ich kreativ sein und das auf der Bühne zeigen“, so der 29-Jährige, der Melodica sowie Kazoo spielt und ebenfalls singt. Die weiteren festen Bandmitglieder sind Vincent an den Keyboards und am Schlagzeug, der 28-jährige Florian, der ebenfalls auf die Felle kloppt und zudem den E-Bass zupft, sowie Dominik, der ein echter Showman ist. Sieht er auch so: „Als Rampensau kann ich meine Liebe zur Schauspielerei mit der Musik verbinden und voll ausleben“, freut sich der 27-Jährige. Seit Kurzem ist auch ein siebter Musiker ab und zu mal mit am Start: Andre Tazman-Devil mit seinem Didgeridoo. „Kann man natürlich nicht in jedem Song einsetzen“, sagt Mirko Frank.

Es geht nicht um die Behinderung, sondern um das Musikmachen

Geprobt wird im Soundhafen, einem professionellen Studio im Herzen Altonas. Dort ist beileibe nicht alles barrierefrei, aber damit hat sich die Band arrangiert. „Gilt ja auch für die meisten Bühnen, auf denen wir spielen“, sagt Mirko. Da werde dann halt angepackt, um die Rollifahrer auch mal ohne Rampe nach oben zu bekommen. Bei jedem Gig sind zwei Helfer dabei. Sie unterstützen etwa beim Aufbau des Schlagzeugs. Kostet natürlich alles Geld. Auch für den Proberaum wird Miete fällig. „Da ist nix mit Sozialtouch“, sagt Mirko.

Um das Bandprojekt am Leben zu halten, hat Mirko Frank den Verein Smörrebröd aus der Taufe gehoben. Und der ist auf Unterstützer angewiesen. Stefanie Könnecke arbeitet bei Leben mit Behinderung Hamburg am Südring. Sie hilft, wo sie kann, wenn es um „Bitte Lächeln!“ geht. „Das ist ein wichtiges Projekt, weil die Jungs Spaß daran haben, Musik zu machen. Dafür gibt es die Band. Und nicht, weil ein paar Pädagogen sich überlegt haben, dass das doch eine gute therapeutische Maßnahme sei.“

Im Dickicht der Fördertöpfe kann Stefanie Könnecke wertvolle Tipps geben. „Wir unterstützen Smörrebröd bei der Akquise der Gelder“, sagt sie. „Oft erhalten wir auch Anfragen von Veranstaltern, zum Beispiel für Open-Air-Veranstaltungen.“ Da schlage sie dann gern „Bitte Lächeln!“ vor. „Denn die Band ist ein tolles Beispiel, wie Teilhabe von Menschen mit Behinderung aussehen kann, eben, dass es nicht um die Behinderung geht, sondern in diesem Fall um das Musikmachen und -hören.“

Worte, die Mirko Frank gern hören wird. Er hat schon ziemlich eigenartige Erfahrungen mit Veranstaltern gemacht. Von einer Begebenheit erzählt er etwas angesäuert. Jemand aus Braunschweig habe telefonisch angefragt, ob „Bitte Lächeln!“ Interesse an einem Auftritt hätten. „Dann kam heraus, dass wir da kostenlos spielen sollen“, so Frank, der das heute noch nicht fassen kann, zumal der Konzertveranstalter aus dem sozialen Bereich kam. „Ich habe dann einfach aufgelegt.“

Wichtiger sind die grandiosen Momente mit der Band. „Unvergesslich war unser Auftritt bei den Berliner Festspielen“, erinnert sich Mirko. Damals im „Quasimodo“ schlug Philips tiefe Stimme beim Publikum und den anderen Bands so richtig ein. Was das Beste an der ganzen Geschichte sei? „Die ungebremste Energie und Spielfreude“, antwortet der Musiker, für den „Bitte Lächeln!“ nur eines von vielen Musikprojekten ist. Aber eines, das ihm so richtig ans Herz gewachsen ist.

www.facebook.com/BitteLaechelnBand

Mit Herz und Hand und Kopf

Die Winterhuder Reformschule wurde 2018 von der Robert Bosch Stiftung unter die besten 20 Schulen in Deutschland gewählt. Was sie ausmacht und warum ihr besonderes Verständnis von Inklusion funktioniert

Text: Frank Berno Timm

Vielleicht sind es ja schon die kleinen Details: Die Tür von Direktorin Maike Schubert steht offen. Und das Gespräch mit ihr, zu dem ihr Kollege Hendrik Weber dazukommt, ist lebendig und sprüht voller Assoziationen. Es geht um Inklusion und im Laufe der Unterhaltung stellt sich heraus, dass das Verständnis davon hier in der Reformschule Winterhude ein ganz anderes ist als außerhalb dieser Mauern, wo, ob körperliche oder geistige, Einschränkungen immer noch als Behinderung im negativen Sinn gesehen wird.

Aber wieso eigentlich Reformschule? Was ist das eigentlich? „Mit Herz, Hand und Kopf“, sagt Maike Schubert, es gehe um eine besondere Form des Lernens, das Menschenbild dahinter: Jeder Mensch, jedes Individuum wolle lernen und Schule schaffe dafür die Gelegenheiten. Warum sind so sinnvolle Ideen nicht längst Allgemeingut geworden? Hendrik Weber, Ganztageskoordinator, antwortet, andere Schulen hätten „kleine Teile“ des Gedankenguts übernommen; aber es gebe insgesamt eine große Angst vor Veränderungen. Und Hendrik Weber setzt hinzu: „Ich bin ein großer Fan von Veränderungen.“ Und es kommen noch zwei Gedanken dazu: Bildungspolitik könne sich auf einen Konsens in der Gesellschaft berufen; allerdings projizierten Eltern oft ihre eigenen, negativen Erfahrungen mit Schule auf die heutige Situation. Maike Schubert fügt hinzu, für eine gute Elternarbeit fehlte Eltern oft die Zeit, das sei ein Mangel.

In Winterhude gehen 1.139 Kinder und Jugendliche zur Schule, unterrichtet von gut 130 pädagogischen Kräften; Honorar-Sozialpädagogen, die den Ganztag betreuen, kommen noch dazu. Das Grundcredo: „Wir gucken auf das Individuum, auf jeden Menschen“, sagt Maike Schubert. Das komme der Inklusion sehr entgegen. Wie viele Kinder mit welchen Beeinträchtigungen hier unterrichtet werden, haben die Gesprächspartner gar nicht im Kopf – die Zahlen müssen erst herausgesucht werden. Die „sonderpädagogischen Förderschwerpunkte“, wie es im Fachchinesisch heißt, sind unter den Schülern recht unterschiedlich verteilt – am meisten sind emotional-soziale und Lernschwierigkeiten (beide um die 30 Schüler) vertreten; körperliche und motorische Behinderungen haben 15 Kinder, elf sind in der geistigen Entwicklung eingeschränkt.

Übrigens gibt es in Winterhude keine Klassen im eigentlichen Sinn: Von der Vorschule bis zur zehnten Jahrgangsstufe sind es jahrgangsübergreifende Gruppen, die unterrichtet werden. Hendrik Weber erzählt, dass in seiner Klasse, die er seit zwei Jahren betreut, sich Kinder von der fünften bis zur siebten Jahrgangsstufe vermischen. Und: Bis zur achten Klasse gibt es keine Noten, sondern nur „Berichtszeugnisse“, dann erst werden Zensuren vergeben, um am Ende mit klassischen Schulen kompatibel zu sein.

Die Schule ist in einem Gebäude von Fritz Schumacher untergebracht. Ist das Gebäude denn barrierefrei? Durch den Einbau eines gut funktionierenden Aufzugs seien alle schwerwiegenden Fragen gelöst, sagen sie. Relativ früh habe es außerdem Integrationsklassen gegeben. Maike Schubert versteht den Begriff Barrierefreiheit aber viel umfassender: Es gehe etwa auch um Sprachbarrieren, zum Beispiel um die Verständigung mit einem Autisten. Und Hendrik Weber fügt hinzu, die Beschilderung auf dem riesengroßen Schulgelände sei durch Abrisse lückenhaft geworden, das könne man aber durch Digitalisierung abfedern. „Die Digitalisierung erlaubt Sprünge“, fügt er hinzu, aber wiederum auch Ängste.

Und der Umgang mit den Schülern? „Wir versuchen, den klassischen Schulfilter herunterzufahren“, sagt die Direktorin. Das Gespräch dreht sich um den Umgang mit Konflikten, um Autorität: Man müsse als Person authentisch sein, sagen die beiden Lehrer. Sie wollten in ein Dauergespräch mit ihren Schülern darüber treten, „was sie wollen und können“. Das führe, und das leuchtet ein, zu einer anderen Fehlerkultur: Fehler seien Lerngelegenheiten, vor denen man keine Angst haben müsse.

www.sts-winterhude.de

Helfen tut gut

Waffeln backen, Fotos archivieren, Mathe unterrichten – über das Projekt „engagiert + inklusiv“ finden Menschen mit einer chronischen psychischen Krankheit das Ehrenamt, das perfekt zu ihnen passt

Text: Katharina Manzke

Ein Lächeln zu bekommen, oder zu hören: ‚Danke, das hat mir gut geschmeckt‘ … Das ist für mich mehr wert als Geld.“ Kirk Petersens Augen leuchten, wenn er davon erzählt, wie er einmal in der Woche für demenzkranke Menschen im Epiphanienhaus in der Jarrestadt Waffeln backt. Der 52-Jährige verschenkt seine Zeit. Großzügig, mit sichtbarer Freude und doch mit einem bewussten Blick auf die eigenen Grenzen. Seit über 20 Jahren hat Petersen Depressionen und Angstzustände in Zusammenhang mit einer bipolaren Störung. Über seine psychische Beeinträchtigung, aufgrund derer er in Frührente ging, kam er vor neun Jahren zum Freundeskreis Ochsenzoll und so zu „engagiert + inklusiv“. Das in Hamburg einzigartige Projekt wird seit Frühjahr 2017 am Sozialpsychiatrischen Zentrum (SPZ) Fuhlsbüttel und mittlerweile auch an den Standorten in Langenhorn und Niendorf angeboten. In all diesen Einrichtungen, betrieben von der gemeinnützigen Gesellschaft der Stiftung Freundeskreis Ochsenzoll, geht es darum, Menschen mit psychischen Erkrankungen und Beeinträchtigung ambulant im Rahmen der Eingliederungshilfe zu betreuen. „engagiert + inklusiv“ wird von der Stiftung Freundeskreis Ochsenzoll gemeinsam mit den Trägern Via Barmbek, e.V.; Nordlicht e. V. sowie dem Gemeindepsychiatrischen Zentrum Eidelstedt mbH. betrieben. Und zielt darauf ab, eine selbstverantwortliche Lebensführung und die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu fördern. Es wird dabei auf bürgerschaftliches Engagement gesetzt, schließlich ist der direkteste Weg, sich in eine Gemeinschaft zu integrieren, der, etwas für sie zu tun.

Für Kirk Petersen ist das ein sehr wichtiger Beweggrund für sein Ehrenamt: „Alle fahren zur Arbeit und wenn ich zum Waffelnbacken gehe, fahre ich sozusagen auch zur Arbeit. Ich nehme nicht nur, sondern gebe auch etwas. Und durch die Freude der alten Menschen bekomme ich auch etwas zurück.“ Kirk Petersen kann gut mit alten Menschen, bei einem Praktikum hat er vor Jahren bereits mit Demenzkranken zusammengearbeitet und fünf Jahre lang lebte er mit seiner Oma zusammen. Eine weitere Stärke ist sein Talent fürs Kochen. Mit diesem Hintergrundwissen half ihm Dr. Tatjana Leipersberger, die am Sozialpsychiatrischen Zentrum Fuhlsbüttel als Freiwilligen-Koordinatorin arbeitet, ein Ehrenamt zu finden, das wie für ihn maßgeschneidert ist. „Hier besteht ein Unterschied zu anderen Freiwilligenagenturen, mit denen wir eng zusammenarbeiten“, erklärt Leipersberger. „Es gibt nicht eine Kartei mit Angeboten, aus der sich Freiwillige etwas aussuchen, sondern jeder der Interesse hat, führt mit mir ein ausführliches Gespräch zu seinen Wünschen, Neigungen und Talenten und dann versuche ich, in Kooperation mit unserem Netzwerk etwas zu finden, das dem möglichst nahekommt.“ Sechs Freiwillige engagieren sich momentan über „engagiert + inklusiv“.

Über den herkömmlichen Weg ein Ehrenamt zu suchen, sei für Menschen mit psychischer Erkrankung oft sehr schwierig, weil der Weg dorthin zu hochschwellig sei, erzählt Leipersberger. Man müsse einiges organisieren, selbst anrufen, fragen, alleine hingehen. Und natürlich gebe es auch Vorurteile. Dass Menschen mit psychischer Erkrankung nicht nur selbst Hilfe brauchen, sondern auch fähig sind, etwas zu geben, dazu fehlt auf der anderen Seite oft das Vertrauen. Mit Leipersberger als Vermittlungsperson gelingt die Kontaktaufnahme mit den entsprechenden Stellen besser. Und wenn die Klienten das Ehrenamt dann erst mal ausüben, fällt die Erkrankung kaum oder überhaupt nicht auf. Auch sie selbst können diese manchmal für ein paar Stunden vergessen.

So geht es zumindest Sabine Niebuhr, die seit etwa 35 Jahren immer wieder an schweren Depressionen leidet. Im Museum Friedhof Ohlsdorf ist die 62-Jährige ▶

Sabine Niebuhr, Kirk Petersen, Dr. Tatjana Leipersberger (v. l.)

FOTOS: FRANK BERNO TIMM (L.), KATHARINA MANZKE (R.)

seit einem Jahr – mit krankheitsbedingter Unterbrechung – zuständig für ein Archiv an alten Fotografien, die Zeugnis davon abgeben, wie der weltweit größte Parkfriedhof vor hundert und noch mehr Jahren aussah. Einmal in der Woche für vier Stunden scannt sie Teil für Teil dieses historischen Schatzes ein, um ihn für die Nachwelt zu erhalten. Eine Aufgabe die viel Genauigkeit und Konzentration erfordert, denn es gilt dabei, jedes Bild nach einem bestimmten Zahlensystem zu sortieren. Ihre Arbeit im Museum klingt fast nach einer Lebensaufgabe, im großen Stahlschrank warten noch sehr viele Bilder, eine Menge im fünfstelligen Bereich. Sie schätzt an ihrem Ehrenamt, dass sie dort Anerkennung bekommt, wie sie sie so noch nie zuvor bekommen hat. Mit den anderen Mitarbeitern versteht sie sich gut, ist ein geschätzter Teil des vierköpfigen Teams. Sie besitzt auch einen Museumsschlüssel und wenn sie früh als Erste vor Ort ist, schließt sie auf und filtert schon einmal das Wasser, das auf dem Friedhof durch nahe an Gräbern gelegenen Leitungen fließt.

Eine weitere positive Wirkung eines Ehrenamtes ist, dass dieses viel flexibler zu gestalten ist, als eine bezahlte Arbeit. „Wir bestimmen selbst, was und wie viel wir machen. Wir haben auch die Möglichkeit aufgrund psychischer Probleme zu pausieren und danach wieder einzusteigen“, so Michael, der bei einem Hamburger Verein seit zwei Jahren ehrenamtlich geflüchtete Menschen donnerstags für zwei bis drei Stunden in Mathematik unterrichtet. Ein Engagement, das dankbar angenommen werde. Beim Unterrichten hat er den Ehrgeiz, dass seine Schülerinnen und Schüler ihre Prüfungen auf jeden Fall bestehen, was ihm meistens gelingt. Ob nur mit Ach und Krach oder mit Bravour könne man manchmal allerdings nur bedingt beeinflussen, erzählt Michael. Mathe sei halt nicht jedermanns Sache. Er ist Mitte 30 und möchte weder sein genaues Alter, die Diagnose seiner Erkrankung, noch seinen richtigen Namen nennen. Er hofft nämlich, dass er in zwar unbestimmter, aber nicht allzu ferner Zukunft, dazu bereit ist, sich auf dem richtigen Arbeitsmarkt selbstständig zu machen, vielleicht als Mathenachhilfelehrer. Sein Ehrenamt ist dafür das beste Training, das er sich vorstellen kann.

nordlicht-ev.de/projekte/engagiert-inklusiv

Das Rollen-Fach

Die Rolli-Allianz unterrichtet mit 24 Rollstühlen in Hamburger Schulen und bietet: einen Sichtwechsel

Text: Mirko Schneider

Es ist 14 Uhr an einem Donnerstag. Peter Richarz (59) kann kurz durchschnaufen. Er schaut auf den Block 1 der Hamburger Polizeiakademie in Alsterdorf und sagt: „Das hat Spaß gemacht. Die Frauen und Männer hier sind sehr diszipliniert.“ Richarz ist kein – wie das Zitat vermuten lässt – hochrangiger Ausbilder bei der Hamburger Polizei. Vielmehr hat er in seiner Eigenschaft als Referent für Mobilität und Inklusion die Ordnungshüter im Rahmen der Inklusionstage der Hamburger Polizei mit den Bedürfnissen und Fähigkeiten von Rollstuhlfahrern vertraut gemacht. „Alle waren sehr offen für das Thema und es gab eine Menge Nachfragen. Dieser Tag war ein großer Erfolg“, sagt Richarz.

Selbiges gilt für das von ihm initiierte Inklusions-Projekt, in dessen Rahmen er zu Gast bei der Polizei war: die Hamburger Rolli-Allianz. Hauptsächlich soll mit dem am 20. März 2017 gestarteten und über drei Jahre laufenden Projekt die „Teilhabe von Kindern und Jugendlichen durch Förderung der Rollstuhlmobilität und neuer Aktivitäten im Rollstuhl“ verbessert werden. Daher war sein Besuch bei der Hamburger Polizei ungewöhnlich. „Polizisten sind ja in ihrem Dienstalltag oft mit Rollstuhlfahrern konfrontiert. Wenn wir so wie hier etwas Gutes bewirken können, kommen wir immer gerne.“

In seinem Berufs- und Privatleben hat sich Richarz intensiv mit den Themen Rollstuhlsport und Rollstuhlmobilität auseinandergesetzt. Der diplomierte Sportlehrer für Rehabilitation- und Behindertensport arbeitete zunächst 13 Jahre in der Neurologie einer Kinder- und Jugendeinrichtung, wechselte 2001 zum Berufsgenossenschaftlichen Klinikum Hamburg (Boberg), dem laut Richarz „berühmtesten Unfallkrankenhaus Europas“. Dort beschäftigt er sich seit 2008 hauptberuflich mit allen Projekten rund um den Rollstuhl. Nebenbei coacht er in seiner Freizeit als Cheftrainer die deutsche U22-Rollstuhlbasketball-Nationalmannschaft.

„Vor fünf Jahren“, erinnert sich Richarz, „wurde mir klar: Wenn noch mehr für Rollstuhlfahrer passieren soll, muss ich versuchen verschiedene Menschen und Institutionen zusammenzubringen.“ Also verfasste Richarz ein Konzept und überzeugte damit den Hamburger Sportbund, den Behindertensportverband, den Deutschen Rollstuhl-Verband, die Evangelische Stiftung Alsterdorf und – als Hauptförderer – den gemeinnützigen Verein Allianz für die Jugend sowie die Stiftung Allianz für Kinder. Zudem gewann er Ingrid Körner, Senatskoordinatorin für die Gleichstellung behinderter menschen, als Schirmherrin. „Wir wissen, dass Inklusion nur gelingen kann, wenn möglichst viele mitmachen. Wir möchten dazu beitragen, dass jedes Kind gleichberechtigt und selbstbestimmt leben kann“, sagt die Vorsitzende des Vereins Allianz für die Jugend Roya Ahmadi.

Schüler erleben, wie es ist, an einen Rollstuhl gebunden zu sein

Rollstuhlfahrer sollten nicht als Opfer gesehen werden

Doch wie sieht die Hamburger Rolli-Allianz in der Praxis aus? „Wir fahren mit unserem Team, in dem immer ein ‚echter‘ Rollifahrer dabei ist, im Tourbus mit 25 Rollstühlen in die Schulen und machen dort Unterricht. Wir zeigen den Schülern dabei, was es bedeutet, im Rollstuhl zu sitzen. Und auch, welche Möglichkeiten Rollstuhlfahrer haben. Dabei wollen wir Hemmungen und Berührungsängste abbauen.“ Im Angebot befinden sich verschiedene Aktivitäten wie zum Beispiel ein „Probetraining Rollstuhlbasketball“ oder ein Rollstuhl- und Mobilitätstraining. „Eine besonders gezielte Ansprache erhalten von uns Schüler, die im Rollstuhl sitzen“, sagt Richarz. „ Ihnen wollen wir helfen, ihre Möglichkeiten zu erkennen. Zum Beispiel einen neuen Sport für sich zu finden.“ Das Angebot ist dank der finanziellen Förderung für die Schulen kostenlos. Seit Beginn des Projektes haben bereits 42 Schulen teilgenommen.

Große Höhepunkte für die Macher sind Rollstuhlsporttage wie am 10. September 2019 in der edel-optics-Arena im Wilhelmsburger Inselpark. Einen ganzen Tag lang stand Rollstuhlsport, Schnell- oder Slalomfahren in der barrierefreien Sporthalle für 250 Teilnehmer auf dem Programm – das mit kleinen Wettbewerben gespickte Breitensportfest schlug voll ein.

Doch bei den Schulbesuchen dominiert natürlich nicht nur das Prinzip „Friede, Freude, Eierkuchen“. Es müssen durchaus tiefsitzende Vorurteile überwunden werden. „Es gab mal einen Schüler“, sagt Richarz, „der sich weigerte, in einem Rollstuhl Platz zu nehmen. Er argumentierte, auf dem Rollstuhl befinde sich bestimmt ein Virus, der dafür sorgen würde, dass er dann für immer dort sitzen bleiben müsse.“ In solchen Fällen spart sich Richarz den erhobenen moralischen Zeigefinger. Der bringe sowieso nichts. „Ich versuche immer, Situationen zu schaffen, mit denen sich die Menschen dann auseinandersetzen können, wenn sie mögen.“ In diesem Fall ließ Richarz dem Schüler seinen Willen. Er sah erst nur zu, wie seine Mitschüler die Rollis fleißig ausprobierten – und erkannte, dass sich auf diesen kein Virus befand. Auch bei den Sportlehrern, so Richarz, gebe es noch Nachholbedarf. „Ich höre oft von Schülern im Rollstuhl: Wenn wir Sport haben, gucke ich nur zu oder ich habe eben eine Freistunde. Da können wir viel verbessern.“ Viele Sportlehrer seien sich der Möglichkeiten, Schüler im Rollstuhl in den Unterricht einzubinden, gar nicht bewusst.

Allgemein sei eine Veränderung der „inneren Haltung aller nicht gehandicapten Menschen“ sehr wichtig. „Rollstuhlfahrer sollten nicht als Opfer gesehen werden, mit denen man Mitleid haben muss“, wünscht sich Richarz. „Viel mehr sollten wir alle unseren Blick darauf richten, was sie alles können. Das Zauberwort ist und bleibt Inklusion.“

www.allianz-fuer-die-jugend.de/hamburger-rolli-allianz

Sportverein Eidelstedt: Trampolinspringen für alle

Inklusive Sportangebote in Hamburg für jedermann

Bramfelder Sportverein GesundFit

Im GESundheits- und FITness-Studio des BSV sind alle herzlich willkommen, egal ob mit oder ohne orthopädische, neurologische, internistische oder psychologische Beschwerden. Teilnehmer finden gemeinsam mit dem qualifizierten Trainer-Team ein passendes Training. Das Fitness-Studio hat einen barrierefreien Zugang und ein behindertengerechtes WC.

Bramfelder Sportverein 1945 e. V., GESundFIT, Fitness-Studio, Erich-Ziegel-Ring 44 (Steilshoop); bramfelder-sv.net

Club Saltatio

Unter fachkundiger Anleitung von Trainerin Janett Stier lernen sowohl Duos (zwei Rollstühle) und Kombi-Paare (ein Rollstul) Standard- und Lateintänze. Der Rollstuhl-Tanzkurs wird gefördert durch den Hamburger Sportbund und die Stadt Hamburg und richtet sich an Einsteiger jeden Alters.

Club Saltatio Hamburg Hamburg e. V., Weseler Weg 2 (Tonndorf), Mi 18.30–20 Uhr; clubsaltation.de

Freiwurf Hamburg

Der inklusive Handballverein geht das Thema Inklusion auf spielerische Weise an: Menschen mit und ohne Behinderung bilden gemeinsam ein Team, trainieren und spielen zusammen. Die Freiwurf Hamburg Liga lädt etablierte Sportvereine ein, inklusive Handball-Teams aufzubauen und sie in der Liga anzumelden. Dadurch soll das Thema Inklusion im Regelsport verankert werden. Aktuell gibt es Freiwurf Hamburg in Eidelstedt, Rahlstedt, St. Pauli, Wilhelmsburg und Elmshorn. Weitere Standorte sind geplant.

Freiwurf Hamburg e. V., Steendammswisch 57b (Niendorf); freiwurf-hamburg.de

Hamburger Turngesellschaft Barmbek-Uhlenhorst

Die Aikido-Abteilung des Hamburg HBTU öffnet ihre Trainingsgruppe und lädt Gehörlose, Schwerhörige oder Ertaubte ein, zum gemeinsamen Aikido-Training zu kommen. Die Gruppe besteht seit 1971 und wird von Trainern vom Deutschen Olympischen Sportbund angeleitet. Die Aikido-Kurse sind für „vorranging visuell orientierte Menschen“ geeignet, da dieser Sport mit dem Körper gezeigt und erklärt wird. Ein kostenloses Probetraining wird angeboten.

HTBU Aikido, Gymnastikhalle im Klinikweg 10 (Barmbek-Süd), Mo+Fr 17–18.45 Uhr, Mi 19–20.45 Uhr; aikido-htbu.de

Phoenix Sport

Phoenix Sport ist der erste Hamburger Sportverein, der von Menschen, „die unter den Bedingungen einer geistigen Beeinträchtigung leben“, deren Eltern und Freunden gegründet wurde. Das Sportangebot verfolgt das Ziel, „die Teilhabemöglichkeiten von Sportlern mit geistiger Beeinträchtigung zu erweitern“ und mehr Sport- und Bewegungsangebote für Menschen mit diesen Bedingungen zu schaffen. Alle Kurse heißen auch Nichtbeeinträchtigte willkommen. Neben wöchentlichen Schwimm- und Basketballkursen werden auch Psychomotorik-, Ausdauer- und Koordinationstrainingseinheiten angeboten.

Phoenix Sport e. V., Binnenfeldredder 21 (Lohbrügge); phoenix-sport-hamburg.de

Special Olympics Hamburg

Sport verbindet hier Menschen mit und ohne geistige Behinderungen. Das Angebot von mehr als 20 Einzel- und Mannschaftssportarten bietet jedem eine geeignete Sportart. Außerdem bekommen Mitglieder kostenlose und umfassende Gesundheitskontrollen. Die Akzeptanz von Menschen mit geistiger Behinderung wird bei Special Olympics Hamburg gelebt und gefördert.

Special Olympics Deutschland in Hamburg e. V., Schäferkamps-allee 1 (Eimsbüttel); spiecialolympics.de/hamburg

Sportverein Eidelstedt

Der Sportverein Eidelstedt legt großen Wert darauf, Sportangebote für alle gesellschaftlichen Gruppen anzubieten, insbesondere trifft dies für Menschen mit Handicap zu. Das Motto des Sportvereins lautet: „Gemeinsamkeiten betonen, statt ständig Gegensätze hervorzuheben“ und es gibt seit 1988 hier Inklusionssportgruppen. Besonders hervorzuheben ist das einzigartige inklusive Trampolinspringen: Kinder mit und ohne Behinderung können hier gemeinsam neue Bewegungserfahrungen wie zum Beispiel Schwerelosigkeit sammeln.

Sportverein Eidelstedt Hamburg von 1880 e. V., Redingskamp 25 (Eidelstedt); sve-hamburg.de

Dieses Magazin gibt es als PDF unter: WWW.SZENE-HAMBURG.DE

FOTO: SV EIDELSTEDT HAMBURG